

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-07403-6

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Natascha Wodin

**Irgendwo in
diesem Dunkel**

Rowohlt

1. Auflage September 2018
Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Das Gedicht auf Seite 142 von Natalja Gorbanewskaja
erschien 1998 beim «Verband junger Literaten <Babylon>»,
und wurde von Natascha Wodin aus
dem Russischen ins Deutsche übersetzt.
Satz aus der Unico, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 498 07403 6

Es war ein stürmischer, verregneter Tag im Dezember. Ich steuerte das Auto durch die fränkische Mittelgebirgslandschaft, die kahl und abweisend unter den grauen, schnell ziehenden Wolken lag. Längst war der Ort, an dem ich den größten Teil meiner Kindheit und Jugend verbracht hatte, ein innerer Ort für mich geworden, der kaum noch Ähnlichkeit hatte mit der Realität, die ich jetzt durchs Autofenster sah. Der Wind schleuderte große, vereinzelte Regentropfen gegen die Windschutzscheibe, prallte in wütenden Böen aufs Dach.

Seit meinem letzten Besuch war eine lange Zeit vergangen. Ich fragte mich, ob die «Häuser» noch standen, in denen wir gewohnt hatten, die primitiven, für ehemalige Zwangsarbeiter erbauten Nachkriegsblocks, die außerhalb der ländlichen Kleinstadt lagen, an der Regnitz, die schon in den sechziger Jahren zu einem Teil des Rhein-Main-Donau-Kanals geworden war. Im Vorbeifahren konnte ich sie nicht sofort entdecken, erst auf den zweiten Blick begriff ich, was sich verändert hatte: Die Blocks waren verschwunden, jedenfalls deckte sich, was ich jetzt sah, nicht mit meiner Erinnerung. Mich blickten ganz neue, pastellfarbene Fassaden mit modernen Kunststofffenstern an, hinter denen Wohnungen mit Zentralheizung und Warmwasser zu vermuten waren. Man hatte die Blocks nicht abgerissen, ganz im Gegenteil, man hatte sie saniert. Es erschien mir unwirklich, aber nun gehörten sie zur Stadt, waren eingebettet in ein belebtes Neubaugebiet. Wer jetzt hier wohnte, sah aus den Fenstern nicht in die Wildnis, in das Niemandsland, das zwischen uns und den Deutschen gelegen hatte, sondern auf ein Einkaufszentrum an einer stark befahrenen Straße. Der einst abseitige, wie aus der Welt verbannte Ort war in einer gewöhnlichen Wohnlandschaft aufgegangen, im Organismus der Stadt, die für mich, als ich in den fünfziger und sechziger Jahren hier gewohnt hatte, der unerreichbare Planet der Deutschen gewesen war. Nichts

hatte ich mir damals mehr gewünscht, als den «Häusern» zu entrinnen. Nun, im Jahr 1989, da kaum noch etwas an ihr früheres Erscheinungsbild erinnerte, war mir, als hätte man mir etwas genommen, das, ohne dass ich es wusste, ein Teil von mir geworden war.

Ich parkte vor dem Friedhof, wir stiegen aus. Meine Schwester machte eine zu laute, schrill klingende Bemerkung, Wolfgang, meine Freundin Heike und ich schwiegen. Zwei Minuten später standen wir vor der Scheibe des Leichenschauhauses, das mir von früher noch so gut bekannt war, und da sah ich ihn, den offenen Sarg, in dem der tote Körper meines Vaters lag. Der Anblick seines Todes erschien mir viel selbstverständlicher und natürlicher als das Leben seiner letzten Jahre.

Fast bis zu seinem siebzigsten Lebensjahr war er von zäher, beinah unnatürlicher Gesundheit gewesen, aber eines Nachts, als er zur Toilette gehen wollte, fiel er neben dem Bett hin und konnte nicht mehr aufstehen. Er war 1944 mit meiner Mutter aus der südkrainischen Hafenstadt Mariupol nach Deutschland gekommen, wo er als Zwangsarbeiter in einem Rüstungsbetrieb der Firma Flick arbeiten musste. Die ersten Jahre nach dem Krieg hatten wir in Lagern für Displaced Persons verbracht, schließlich wurde uns eine Wohnung in jenen Blocks zugewiesen, an denen ich eben vorbeigefahren war. Damals hatte man sie speziell für ehemalige Zwangsarbeiter erbaut, die, seit sie aus der Verantwortlichkeit der amerikanischen Besatzungsmacht entlassen und den deutschen Verwaltungsorganen übergeben waren, heimatlose Ausländer genannt wurden. Hier lebte mein Vater bis zu seinem Schlaganfall inmitten von Osteuropäern, auf einer Insel, auf der die deutsche Sprache weitgehend unbekannt war, allenfalls als eine Art Hilfssesperanto, mit dem sich die in babylonischer Sprachverwirrung lebenden Verschleppten aus dem gesamten osteuropäischen Raum radebrechend miteinander verständigten. In dem Al-

tersheim, in das er nach dem Schlaganfall umziehen musste, befand er sich zum ersten Mal unter Deutschen, aber obwohl er jetzt Tür an Tür mit ihnen wohnte, gelang es ihm auch hier, seine deutsche Umwelt zu ignorieren – er lebte noch fünfzehn Jahre lang so weiter, als existiere diese Umwelt gar nicht. Die einzigen deutschen Wörter, die er in fast fünf Jahrzehnten in Deutschland gelernt hatte, waren «brauche» und «brauche nix». Das genügte ihm, um seiner deutschen Umgebung alles zu sagen, was er ihr zu sagen hatte.

Abgesehen von meiner Schwester, die weit entfernt wohnte und die er nicht öfter als einmal im Jahr sah, war ich, soviel ich wusste, bis zu seinem Tod der einzige Mensch, mit dem er sprach, einmal in vierzehn Tagen etwa, wenn ich ihn besuchte in seinem Zimmer mit Waschbecken und Balkon, den er nie benutzte, weil er den Blick in die Tiefe nicht mehr vertrug. Wie er sich mit dem deutschen Pflegepersonal verständigte, wusste ich nicht. In allen Angelegenheiten, die, wie minimal auch immer, über das Alltägliche hinausgingen, hatte er seit dem Tod meiner Mutter immer mich oder meine Schwester als Dolmetscherin gebraucht. Schon als Zehnjährige musste ich auf Ämtern dolmetschen, Formulare ausfüllen und alle anderen Verbindungen zur deutschen Umwelt herstellen, die sich nun einmal nicht vermeiden ließen. Seit das Leben meines Vaters in die Zuständigkeit der Medizin übergegangen war, wagte ich es kaum noch, meinen Wohnort zu verlassen, da ich jeden Augenblick gebraucht werden konnte zur lebensnotwendigen sprachlichen Vermittlung zwischen ihm und den Ärzten.

Im Jahr 1900 geboren, war er sein Leben lang immer so alt gewesen wie das Jahrhundert. Wann immer ich das Datum auf ein Blatt geschrieben hatte, standen die letzten zwei Zahlen für das Alter meines Vaters. Aber die Zeit blieb nicht stehen mit seinem Tod. Ich sah auf seine Leiche, und

vor ihren Anblick schob sich ein weit zurückliegendes Bild, die Schlüsselszene unserer Beziehung. Ich war zehn Jahre alt, als meine Mutter sich im Oktober 1956 in der Regnitz ertränkte. Zu dieser Zeit war mein Vater nicht zu Hause, sondern auf Tournee mit dem russischen Kosakenchor, in dem er damals sang. Die Behörden suchten nach ihm, konnten ihn aber nicht finden. Mindestens zwei Wochen lang lag die Leiche seiner jungen Frau in einer Kühlkammer, während man erfolglos nach ihm fahndete. Ich hatte schon fast aufgehört, auf ihn zu warten, er schien für immer verschollen, da fand man ihn irgendwo in Spanien, und kurz darauf traf er zu Hause ein. Ich war gerade draußen, jemand rief es mir zu, und ich rannte sofort los, ich flog. Außer ihm und meiner Schwester, die erst vier Jahre alt war, hatte ich niemanden mehr. Er stand auf der Treppe vor unserer Wohnungstür, für die er keinen Schlüssel hatte, mit Hut, in seinem straff gegürteten Popelinemantel, neben ihm sein abgestellter Koffer. In meiner Vorstellung war ich jetzt, da seine Frau nicht mehr lebte, als die ältere seiner zwei Töchter ins Zentrum seines Lebens gerückt, seine erste Bezugsperson, mit der er alle wichtigen Dinge teilen und besprechen würde. Ich stürzte außer Atem auf ihn zu, aber in einer einzigen Sekunde prallte ich an ihm ab – an dem grün schimmernden Popeline seines Mantels, an seinem versteinerten Gesicht, in dem sich keine Miene verzog, als er mich erblickte. Er hatte im Treppenhaus nicht auf mich gewartet, sondern auf den Schlüssel. Wortlos nahm er ihn mir aus der Hand und schloss die Tür auf.

Auf meinem nächsten Erinnerungsbild saß er in der Küche und rauchte, eine Zigarette nach der anderen, Nacht für Nacht. Ich wusste, worüber er nachdachte, während er in den Rauch starrte, den er aus seinen Lungen ausstieß. Er musste wieder auf Tournee, er hatte nichts anderes als seine Stimme, um Geld zu verdienen, und er wusste nicht, wohin mit meiner Schwester und mit mir. Seine Frau hatte

ihn allein gelassen mit den zwei Kindern, sie hatte ihn zum Witwer einer Selbstmörderin gemacht, ihn, den schon gealterten sechsfünfzigjährigen Mann, den Fremdling, der sich mit nichts auskannte in Deutschland und keine Ahnung hatte, wie es jetzt weitergehen sollte. Ich stand im Nachthemd auf dem dunklen Flur und sah durchs Schlüsselloch in die Küche, sah meinen Vater am Tisch sitzen, mit seiner schwarzen Zigarettenspitze in der Hand, die er in kurzen Abständen zum Mund führte. Er saugte den Rauch mit zugekniffenen Augen ein, hielt ihn einen Atemzug lang in sich fest, dann stieß er ihn wieder aus, in das graue Gewölk, in dem er saß, reglos wie eine Sphinx, während sich hinter der steilen Falte auf seiner Stirn mein Schicksal entschied.

Immer, seit ich denken konnte, war es ein Fluch für mich gewesen, das Kind meiner Eltern zu sein. Ich wollte nicht zu einer Welt außerhalb der Welt gehören, zu den Fremden, den Aussätzigen, die hinter der Stadt wohnten, von allen gemieden und verachtet, irgendein Abschaum, von dem ich nicht wusste, wo er herkam und wie er entstanden war. Ich wollte deutsche Eltern haben, in einem deutschen Haus wohnen, wollte Ursula oder Susanne heißen. Nun, nachdem mein Vater eine Entscheidung getroffen hatte, kam ich der Erfüllung dieses Wunsches schwindelerregend nah.

Für meine Schwester hatte er eine Unterkunft bei zwei alten Frauen gefunden, die als einzige Deutsche noch hinter unseren Blocks in einem verwunschenen Häuschen am Fluss wohnten. Frau Lerner war eine aufgeschwemmte, herzkranken Alte mit wasserblauen Augen, die, wann immer meine Mutter sich über den Zaun hinweg mit ihr unterhalten hatte, um ihren Sohn weinte, der Pfarrer geworden war und irgendwo weit entfernt am Ort seiner Pfarrei lebte. Ihre winzige, ausgedorrte Schwester Kuni, eine alte Jungfer, ging so gekrümmt, als würde sie mit ihrer Nase die Erde pflügen. Wie mein Vater den beiden seinen Wunsch vermittelt hatte, eine seiner Töchter bei ihnen abzugeben, wuss-

te ich nicht. Vielleicht hatte er jemanden aus den Blocks zum Dolmetschen mitgenommen, vielleicht hatten die mitfühlenden christlichen Frauen den russischen Witwer auch ohne Worte verstanden. Jedenfalls packte er einen Pappkoffer und lieferte meine Schwester in dem abgelegenen Häuschen am Fluss ab. Sie war verwirrt, verstand nicht, dass ihre Mutter tot war und nicht wiederkommen würde.

Den Platz für mich hatte er über eine Russin gefunden, mit der meine Mutter einmal befreundet gewesen war. Sie war keine von uns, sondern wohnte mit ihrem deutschen Mann, einem Rechtsanwalt, in einem der feinen Häuser in der Gartenstraße. Meine Mutter hatte sie manchmal besucht, bis der Rechtsanwalt, der auf seinen Ruf achten musste, seiner Frau den Umgang mit einer Bewohnerin der «Häuser» verbot. Offenbar hatte mein Vater es dennoch gewagt, sie aufzusuchen, jedenfalls machte sie ihn mit der deutschen Kriegerwitwe bekannt, die sich bereit erklärte, mich, die russische Halbweise, gegen ein angemessenes Pflegegeld bei sich aufzunehmen.

Frau Drescher wohnte im Neubauviertel der Stadt, in einem der ersten futuristischen Hochhäuser mit Lifts und bunten Balkonen. Sie war eine große, hagere Frau, die immer eine Kittelschürze trug und jeden Samstag zur Wasserwelle ging. Ihre Tochter Rotraud, eine unterkühlte, spitzzüngige Schönheit, wurde von ihr ständig instruiert, wie sie ihren Freund, einen vielversprechenden jungen Ingenieur, behandeln müsse, um ihn auf Dauer zu halten. Rotraud sagte immer nur «pah», lackierte sich die Fingernägel mit Perlmuttlack oder drückte Mitesser vor dem Spiegel aus. Frau Dreschers Sohn, der kleine, dicke Bernhard, elfjährig wie ich, machte mit seiner Schwerfälligkeit seinem Namen alle Ehre - er ähnelte einem Bernhardiner.

Jeden Tag gab es zum Abendbrot etwas, das Schnittchen hieß. Ich kannte dieses Wort nicht und hatte Vergleichbares noch nie gesehen. Die dünn geschnittenen, präzise gevier-

telten Brotscheiben waren belegt mit Wurst, Gürkchen, Käse, Lachsschnitzeln oder gekochten Eiern mit Schnittlauch. Bei uns zu Hause hatte es immer nur Borschtsch und andere dickflüssige Suppen mit klobigen Brotstücken gegeben, auch das deutsche Essen, das ich in einem Erholungsheim für unterernährte Nachkriegskinder kennengelernt hatte, war nicht zu vergleichen mit Frau Dreschers Schnittchen, die allein durch ihren Anblick den ganzen Appetit in mir erweckten, den ich nie gehabt hatte - sie schienen mir der ureigentliche Ausdruck des Deutschen zu sein. Ich stopfte ein Schnittchen nach dem andern in mich hinein, ich konnte nicht genug davon bekommen, aber nach ein paar Tagen, in denen ich die befremdeten Blicke der anderen schon deutlich auf mir gespürt hatte, erklärte mir Frau Drescher, dass für die Mengen, die ich verschlang, das Geld nicht reichen würde, das mein Vater ihr für mich bezahlte. Immer war ich bisher ermahnt worden, mehr zu essen, weil ich so mager war, jetzt erfuhr ich, dass es unanständig sei, so viel zu essen. Mein Anteil an den Schnittchen wurde reduziert, aber mein Appetit war nicht das Einzige, was Frau Drescher an mir missfiel. Das Geld meines Vaters stand in keinem Verhältnis zu der Zumutung, die ich für sie darstellte. «Man merkt sofort, wo du herkommst», waren ihre geflügelten Worte, die ich schon mein Leben lang hörte. Sie trafen ins Schwarze meiner Scham und zerstörten immer wieder meine Hoffnung, dass mir gerade meine Herkunft aus den «Häusern» vielleicht doch nicht anzumerken sei.

Ich fraß Frau Drescher nicht nur die wassergewellten Haare vom Kopf, ich war auch ungezogen, faul, frech, ich log, wenn ich den Mund aufmachte, ich vernachlässigte meine Hausaufgaben und zierte mich, wenn ich mich morgens gemeinsam mit Bernhard im Bad ausziehen und waschen sollte. In dieser Scham erkannte Frau Drescher ein Zeichen meiner Verdorbenheit. Immer wieder klatschte mir ihre harte Kriegerwitwenhand ins Gesicht, und mehrmals

musste ich meinem Vater auf Russisch Briefe schreiben, in denen ich ihn im Namen von Frau Drescher aufforderte, entweder mehr Pflegegeld für mich zu überweisen oder mich sofort wieder abzuholen. Mein Vater, dem die Post durch eine Konzertagentur nachgesandt wurde, antwortete nicht, er schien erneut verschollen, aber eines Tages stand er in seinem Popelinemantel unangekündigt vor der Tür. Ohne seinen Hut abzunehmen, ließ er Frau Dreschers wütende Klagen und Vorwürfe über sich ergehen, dann nahm er wortlos den Koffer mit meinen gepackten Sachen entgegen und brachte mich ins städtische Waisenhaus.

Ich sehe einen rostigen Maschendrahtzaun vor mir, einen großen kalten Waschraum mit vielen Wasserhähnen und meine Füße in hässlichen braunen Schnürschuhen. Diese Füße sehe ich rennen, immerzu rennen, ich weiß nicht, warum und wohin, doch ich erinnere mich, dass ich gedacht habe, ich muss doch schwarze Schuhe tragen, weil meine Mutter gestorben ist, alle tragen Schwarz, wenn jemand gestorben ist, aber meine Schuhe, in denen ich renne und renne, die sind braun.

Lange durfte ich nicht im Waisenhaus bleiben, weil ich keine Vollwaise war, sondern noch einen Vater hatte. Nach einer Zeit, an deren Dauer ich mich nicht erinnere, musste er mich erneut abholen, und gleich darauf starb Frau Lerner, bei der meine Schwester untergebracht war, an ihrer Herzkrankheit. Die krumme Kuni, die allein zurückblieb, konnte sich selbst kaum versorgen, geschweige denn ein Kind. So verlor auch meine Schwester ihre Bleibe. Und wieder saß mein Vater Nacht für Nacht in der Küche und rauchte.

Hilfe kam diesmal von Frau Leners Sohn, dem katholischen Pfarrer. Er hatte Beziehungen zur Bischofsstadt Bamberg und vermittelte uns, meiner Schwester und mir, Plätze in einem katholischen Mädchenheim. Es wurde von Nonnen geführt, die sich Schwestern vom Göttlichen Erlö-

ser nannten. Hinter den schweren alten Klostermauern verschwanden wir für fast fünf Jahre aus der Welt.

Daran erinnerte ich mich, während ich durch die Glasscheibe auf meinen toten Vater sah. Ich wusste, dass es gegen die Regeln moderner deutscher Bestattungs Pietät verstieß, aber ich hatte ihn nach russischer Sitte im geöffneten Sarg aufbahren lassen. Einer dunklen Logik folgend, hatte das von mir beauftragte Bestattungsinstitut ihm, dem im Leben so viel Gewalt widerfahren war, auch im Tod noch Zwang angetan. Immer war mein Vater akkurat rasiert gewesen, erst in den letzten Monaten seines Lebens, als er den Rasierapparat nicht mehr halten konnte, war ihm ein dünner, filziger Bart gewachsen. Die zwei weißen Spritzer in diesem Bart verrieten den Grund für den lächerlichen Ausdruck seines Totengesichts. Sie mussten von der Masse stammen, mit der seine Mundhöhle gefüllt worden war, das zahnlose Loch, in das er mit der letzten Atemluft seine Lippen eingesogen hatte, und bei der Behebung dieses Malheurs war man nicht gerade sorgfältig vorgegangen. Die nach außen geschürzten Lippen kräuselten sich über der Füllmasse in seinem Mund, es sah aus wie bei einem albernen Kind, das im Begriff war, jemanden anzuprusten.

Er trug die Kleidung, die ich für ihn ausgesucht hatte, seinen dunkelblauen Sonntagsanzug, das weiße Hemd und die silbergraue Krawatte, auf die er stets bei feierlichen Anlässen zurückgekommen war. Die Sachen passten ihm nicht mehr, sein winziger, kaum noch vorhandener Körper versank in den Falten des verrutschten Jacketts, der abstehende Hemdkragen gab seinen dünnen, runzligen Hals preis, der mich an den eines gerupften Huhns denken ließ. Alle seine Glieder schienen sich auf dem Transport zum Friedhof verzogen zu haben, er lag schief und krumm in dem hölzernen, mit Rüschenpapier ausgestaffierten Kasten, die Hände waren über dem weißen Pappmaché gefaltet, mit dem der untere Teil seines Körpers bedeckt war. Irgendeinen

Rest meines einstigen, zu meiner Kindheit und Jugend gehörenden Vaters erkannte ich in diesen Händen, die in den letzten Jahren kaum noch ein Wasserglas halten konnten und jetzt an die gefältelten, fast stofflosen Flügel einer Fliege erinnerten, aber selbst dieser Anblick rührte noch an den Schrecken, den sie mir früher eingeflößt hatten.

Als Kind und als Jugendliche hatte ich meinem Vater inbrünstig den Tod gewünscht. Ich hatte mir vorgestellt, wie ich ihn meuchlings in den Fluss stieß, in dem meine Mutter sich ertränkt hatte, wie ich ihn vergiftete oder mit einem Messer erstach, ich hatte ihn als siechen, gelähmten alten Mann vor mir gesehen, der mir auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war. Wenn er eines Tages, schwach und hilflos geworden, auf mich angewiesen sein würde, wollte ich ihn eiskalt seinem Untergang überlassen, genauso wie er einst mich dem meinen.

Später, ich war längst erwachsen, besuchte ich ihn etwa zweimal im Monat im Altersheim. Er war gelähmt, er war siech, er war alt, denen, die ihn pflegten, ausgeliefert auf Gedeih und Verderb. Um ihn jetzt zu töten, wäre nicht mehr nötig gewesen, als ihn für ein paar Tage einfach nur zu vergessen, ein einziger Schlag von denen, die seine Faust früher zu Dutzenden auf mich niederfahren ließ, hätte gereicht, um sein Leben auszulöschen. Es hätte genügt, ihm einen Tag lang seine Medikamente zu entziehen, und er hätte es nicht überlebt.

Doch niemand tat ihm den Gefallen. Niemand erlöste ihn von dem Martyrium seines zu Tode erschöpften Körpers, an dem es kaum noch etwas Menschliches gab, niemand erlöste ihn von dem Rest seines Lebens, das längst zu einer Unnatur geworden war. Ein Greis von biblischer, von monströs gewordener Langlebigkeit - als wäre der Tod die letzte menschliche Schwäche, die ihm, der Schwäche immer verachtet hatte, nun zu seiner Erlösung versagt blieb, damit er sie bis ans Ende auslitte an sich selbst. Es war, als bann-

te ihn etwas ins Diesseits, als gäbe es eine Schuld, die ihn zu einer unmenschlichen Lebenszeit verdammt hatte – als müsste er die Jahre nachleben, die meine Mutter noch gelebt hätte bis zu ihrem natürlichen Tod, als wäre er gestraft mit den Jahren, um die ihr Leben zu kurz gewesen war. Als sie starb, war er schon fast ein alter Mann, aber dreißig Jahre später lebte er immer noch. Beinahe ein ganzes Jahrhundert drängte sich zusammen in seiner winzig gewordenen Gestalt, in seinem verdorrten, erstarrten Körper, den das Leben so hart gemacht hatte, dass er nicht sterben konnte. Manchmal erinnerte er mich an Michail Bulgakows Pontius Pilatus, der irgendwo allein im Universum auf einem steinernen Thron saß und, für immer schlaflos, ins Licht des Mondes starrte.

Das Altersheim war ein riesiges, sechsstöckiges Betongebäude, das der evangelischen Kirche gehörte. Es befand sich in einer der für die Nachkriegszeit typischen Siedlungsgegenden, in denen die Straßennamen den verlorenen deutschen Osten beschworen: Breslauer Straße, Königsberger Straße, Stettiner Straße. Schon am Schmuck der Eingangstür erkannte man die Jahreszeit: Fasching, Ostern, Erntedank, Weihnachten. Alles war modern, hell, alles blitzte und blinkte. Die Zimmer hatten fließendes kaltes und warmes Wasser, die meisten einen Balkon. So luxuriös hatte mein Vater noch nie gewohnt. Es gab eine Kellerbar, einen Gymnastikraum, eine Hauskapelle, man konnte Lichtbildvorträge und Volksmusikkonzerte besuchen, aber von alledem nahm er keine Notiz. Er verließ sein Zimmer nur, um die Mahlzeiten im Speisesaal einzunehmen und zur Toilette zu gehen, solange er das noch konnte.

Nie wusste ich, ob er Wert auf meine Besuche legte oder ob sie ihm womöglich lästig waren. Er saß in seinem mit Kissen und Windeln ausgepolsterten Sessel, klein, grau, entrückt in die Moränenlandschaft seiner zerstörten Gefäße, in denen er dem Tropfen einer unendlichen Zeit nachzulau-

schen schien. Immer hatte er meine Mutter und später auch mich mit seinem Sauberkeits- und Ordnungswahn verfolgt, immer hatte er uns die beispielhafte deutsche Ordnung vorgehalten, die er selbst nur vom Hörensagen kennen konnte – nun hatte die Ironie des Schicksals ihn an einen Ort verpflanzt, der sein ganzes Deutschlandbild auf den Kopf stellen musste. Hinter den pieksauberen Fassaden des Altersheims saß er im Schmutz. Verstaubte Möbel, ungewaschene Vorhänge, ein schmuddeliger Teppichboden, Asseln im Waschbecken. Für Menschen wie meinen Vater schien hier niemand zuständig zu sein. Er war ein Grenzfall, sehr schwach und hilflos, aber noch nicht schwach und hilflos genug, um auf die Pflegestation verlegt zu werden. Es war, als hätte man ihn tatsächlich vergessen, als hätte sich um ihn bereits zu Lebzeiten eine Todeszone gebildet.

Obwohl sein Alltag nichts als eine Abfolge elementarster Handgriffe und Schritte war und er fast die ganze Zeit im Sessel saß, schien dieser Alltag ihm eine übermenschliche Anstrengung abzuverlangen, die offenbar nur darin bestand, am Leben zu sein. Er war fast blind und orientierte sich hauptsächlich an Geräuschen. Manchmal schien mir, sein angestregtes Lauschen gelte der Akustik im Innern seines Körpers, dem Lärmen seiner Organe, einer ausgehenden Maschinerie, die in den letzten Zügen lag.

Ich hasste ihn immer noch, aber noch schlimmer war mein Mitleid mit ihm. Es fühlte sich an wie Salzsäure in mir, wie Fieber, das mich auszehrte. Aus jeder Entfernung erreichten mich die seismographischen Ausschläge seiner Schmerzen, mein Körper signalisierte mir, was ihm gerade wehtat, ich fühlte es in meinen eigenen Organen, in meinem eigenen Gewebe. Es war, als hätte er mich endlich doch noch besiegt, als wäre ihm meine Unterwerfung schließlich doch geglückt, als hätte er mit seiner Schwäche und seiner Verlassenheit erreicht, was ihm einst mit seiner Kraft nicht gelungen war. Nichts wollte ich damals weniger sein

als sein Kind – jetzt ertrug ich es nicht, dass er schwächer war als ich, dass ich, da er mein Kind geworden war, nicht mehr sein Kind sein konnte. Ich lebte in einem ständigen Kampf gegen die Zusammenbrüche meines Körpers, gegen eine Schwäche, die, um die seine zu übertreffen, nur noch die Schwäche des Todes hätte sein können.

Und weil es mich immer mehr in diese letzte Schwäche zog, die mich am Ende doch noch zu seinem Kind gemacht hätte, phantasierte ich wieder, wie früher, seinen Tod. Ich phantasierte, ihn zu ersticken, indem ich ihm ein Kissen aufs Gesicht drückte, um sein Leiden nicht mehr mit ansehen zu müssen, um erlöst zu werden von meinem selbstmitleidigen Mitleid. In den Nächten lag ich wach und kämpfte mit ihm – ich rang mit ihm um mein Leben, als wäre das seine nicht nur noch das einer Motte, die schon im allerletzten Rest ihres Silbers lag. In meinen Träumen erschien er mir in immer neuen, unheimlichen Gestalten, als schwerer, heißer, von oben bis unten bandagierter Körper, den ich auf meinen Armen treppab tragen musste und der, ließe ich ihn fallen, in tausend Scherben zerspringen würde. Er erschien mir als böser, gestikulierender Zwerg, der in einem bizarren Möbel, das Thron und Krankenbahre in einem war, zu meiner Wohnung hinaufgetragen wurde, um Gericht über mich abzuhalten.

Immer besuchte ich ihn bei Dunkelheit, die mir Geleitschutz geben musste, und immer schleppte ich mich lieber die fünf Treppen zu ihm hinauf, als den Lift zu benutzen – aus Angst, ich könnte stecken bleiben, im letzten Moment doch noch für immer in seine Gefangenschaft geraten.

[...]